

Vicenza erfordern, denn dort fand das Denken in typischer Gliederung zum erstenmal seinen vollendeten Ausdruck, auch wenn die so entstandene Architektur kein „Gebäude“ ist.

Ein anderes Beispiel: Von der Palastfront Chiericati in Vicenza (Entwurf um 1550) sagt F. zurecht, sie bilde ein Gegenstück zur Rotonda (80) und widmet dieser Architektur eine eingehende Analyse. Die Zeichnung in London, RIBA VIII/11 (Abb. 32), die F. schon 1962 publizierte und als Entwurf für den Pal. Chiericati deutete, trägt dabei viel zum Verständnis bei. Auf dieser Zeichnung erscheinen die fünf mittleren Traveen gegenüber den Seitenteilen vorgezogen, als kräftiger, von einem Giebel bekrönter Risalit. Heute sind die Seitenteile auch vorgezogen, der Erdgeschoßkorridor geht durch, zeigt aber ganz ungewöhnliche Formen in der dorischen Kolonnadenarchitektur; der Korridor ist durch zwei Säulenpaare innen gegliedert, dort stehen höchst merkwürdige „Zwillingssäulen“, Gebilde, die sich als „Nachahmung“ der vitruvianischen Intervall-Lehre nicht verstehen lassen.

Es ist nun merkwürdig und bestätigt den von uns erhobenen Verdacht, wenn F. das baukünstlerische Problem dieser Architektur zwar nennt, aber nicht in der Analyse behandelt. Das Problem besteht in der Risalitbildung; diese sollte auch in der heutigen Gestalt zur Anschauung gebracht werden. Die merkwürdigen Zwillingssäulen deutet F. jedoch aus dem Streben nach „Verstärkung“, was zwar die Massierung von „Stützen“ hier erklären könnte, nicht aber ihre auffallende Gruppierung. Dies aber erst betrifft das künstlerische Problem und müßte, so sehen wir es, als einzigartiger Versuch Palladios verstanden werden, das in Rom aufgefaßte Motiv „Risalit“ hier allein mit „Säulen“ zu verkörpern. Daß F. mit der richtigen Bestimmung des Londoner Blattes RIBA VIII/11 zwar das genetische Indiz für eine derartige Deutung selbst geliefert hat, sich aber dann bei der Deutung der kritischen Stellung auf die unzureichende Erklärung als „Verstärkung“ beschränkte, fassen wir als Beweis für unsere Vermutung auf, daß der Verf. seine fruchtbare Einsicht in die typische Denk- und Gestaltungsweise hier zu eng auf den Gebäudetypus: Loggia als Kolonnade, beschränkt hat. In diesem Sinn wären auch F.s Darlegungen über die venezianischen Kirchenfassaden zu kennzeichnen und schließlich seine Äußerungen über das zentrale Problem der Proportionen bei Palladio auszuwerten.

Nicht leichtfertig hat der Ref. hier einen Streit über F.s Palladio-Bild ausgelöst. Es geschah vielmehr in der Überzeugung, daß der Wirkung eines Buches von solcher Qualität und Dichte der Gedanken und der Anschauungen mit einer Detailkritik nicht gedient sein kann.

Erich Hubala

ALBRECHT MANN, *Die Neuromanik. Eine rheinische Komponente im Historismus des 19. Jahrhunderts.* Köln (Greven Verlag) 1966. 172 S., 114 Abb.

Mit diesen Zeilen soll eine Aachener Habilitationsschrift angezeigt werden, deren Verdienst unstreitig ist. Der Verlag war um gediegene Ausstattung dementsprechend bemüht. Schon der handwerklich sauber, dabei modern gestaltete Schutzumschlag



Abb. 1 Francisco José de Goya y Lucientes: Bildnis der Doña Maria Teresa de Vallabriga. München, Alte Pinakothek



*Abb. 2 Maurice Quentin de La Tour: Mademoiselle Ferrand meditiert über Newton.
München, Alte Pinakothek*



*Abb. 3 Maurice Quentin de La Tour: Bildnis des Abbé Nollet.
München, Alte Pinakothek*



Abb. 4 Jean-Baptiste François Pater: Die Freunde des Landlebens. München, Alte Pinakothek

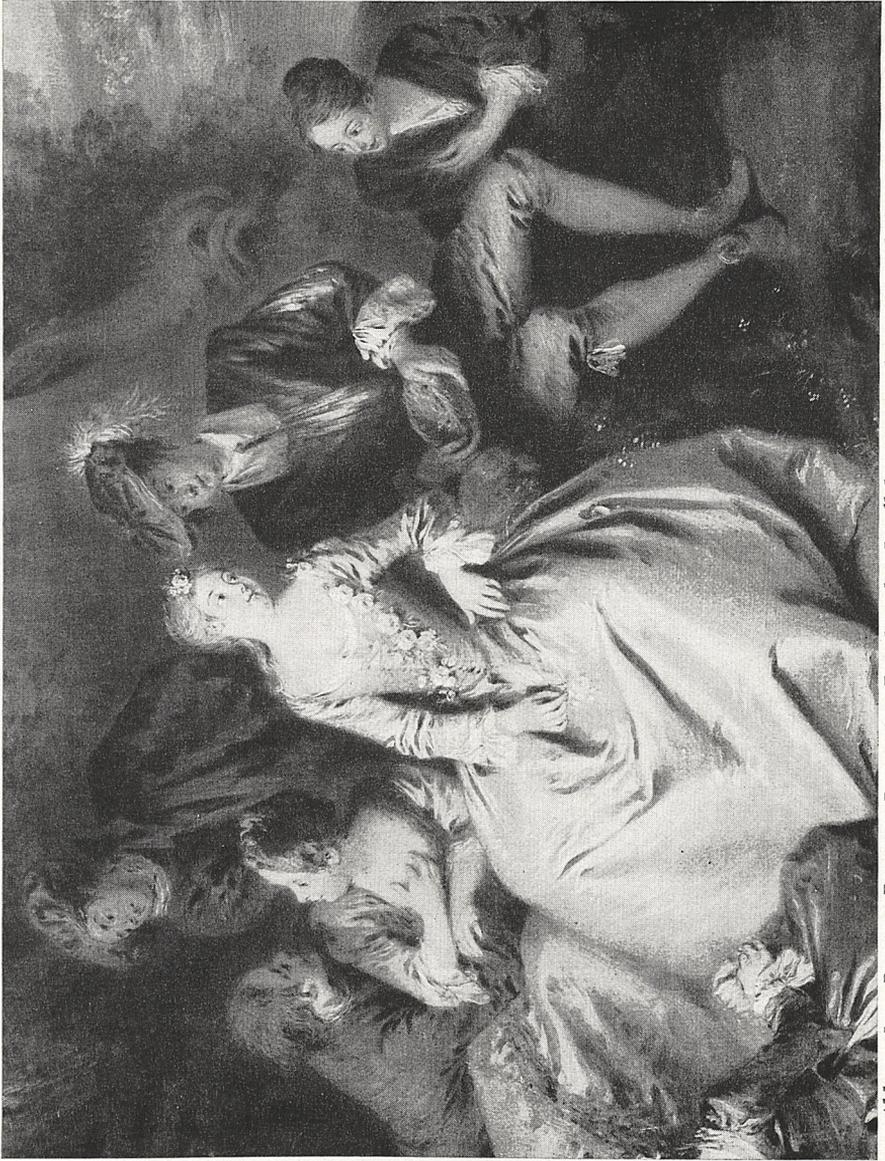


Abb. 5 Jean-Baptiste François Pater: Die Freuden des Landlebens (Ausschnitt). München, Alte Pinakothek

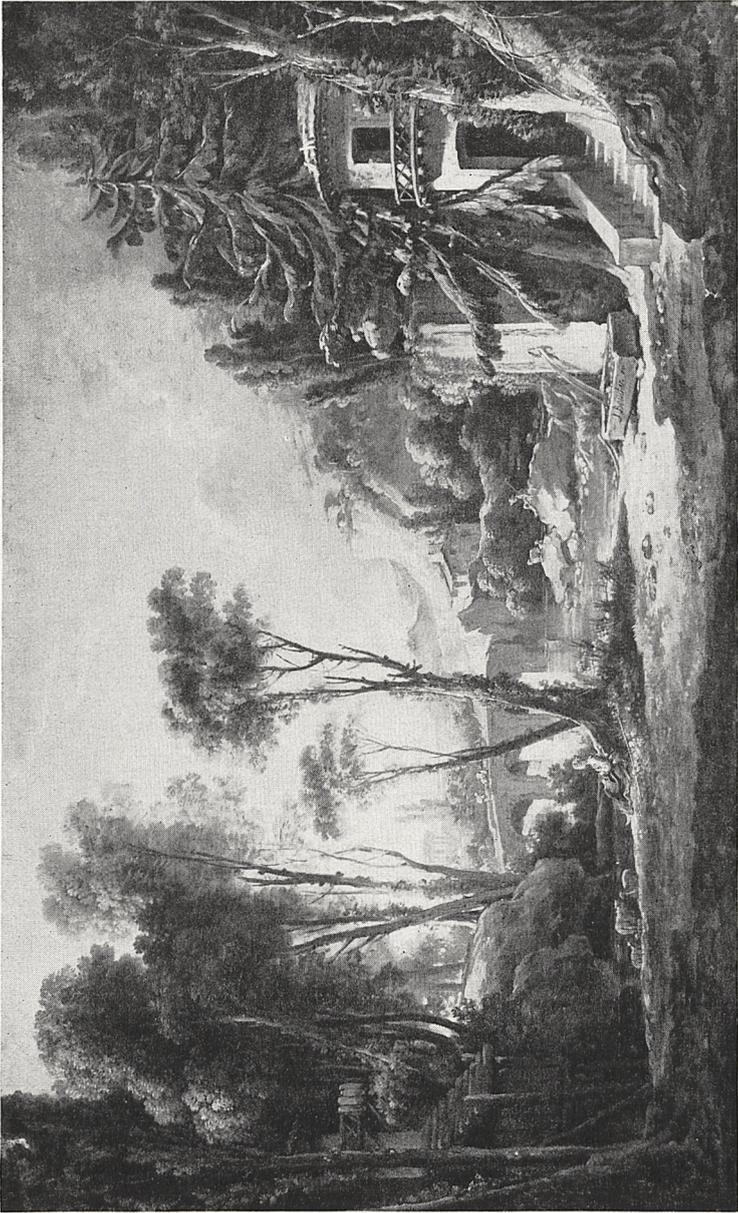


Abb. 6 François Boucher: Hirtenlandschaft mit Fluß. München, Alte Pinakothek



Abb. 7 Nicolas Lancret: Der Vogelkäfig. München, Alte Pinakothek



Abb. 8 Jean-Baptiste Greuze: Die Klagen der Uhr. München, Alte Pinakothek

sucht nicht nur den Blick des Gelehrten auf sich zu ziehen, er will dem Architekten und Kunstfreund gleichermaßen ins Auge springen. Er wirbt mit einer der zauberischsten Schöpfungen rheinischer Neuromanik, einem Werk des preußischen Bauinspektors Johann Claudius von Lassaulx.

Lassaulx, dessen weitläufige Raumbildungen, dessen künstlich verzwicktes Ornament, dessen malerisch verfeinertes Mauerwerk einen eigenwilligen, hochbegabten Architekten verraten, steht gleichermaßen am Beginn rheinischer Neuromanik wie Neugotik. In seiner Planung für Kapellen/Koblenz entwirft er einen Typus der Hallenkirche, der für seine jüngeren Bauten von Güls/Koblenz 1833 – 1840, Vallendar/Koblenz 1837 – 1841, Nickenich/Mayen 1845 – 1849 und Ernst/Cochem 1845 – 1846 verbindlich bleibt (S. 17 – 23). Selbst Ernst Friedrich Zwirner zeigt sich von diesen dämrig verschwenden dreischiffigen Kirchen beeindruckt. 1846 – 1847 beweist er es in Heimerzheim/Bonn (S. 87). Andere folgen, so Althof 1851 – 1852 in Boppard (S. 130 – 131), Thomann 1859 – 1860 in Pesch/Bonn (S. 91), Nagelschmidt 1863 – 1866 in Köln-Worringen, 1868 – 1869 in Froitzheim/Düren (S. 138 – 139), Lange 1873 – 1874 in Immendorf/Köln (S. 139). Diese Bauten nicht nur nach dem Dekor, sondern der Raumhülle nach zu beurteilen, legen drei weitere Kirchen von unzweifelhaft nachbarocker Tendenz nahe. Ferdinand Nebels Oktogon der ev. Kirche von Urbach/Neuwied entstand 1825 – 1830 (S. 16 – 17), Joh. Bapt. Cremers Halle von Kirchhoven/Geilenkirchen 1846 – 1848 (S. 24, 27), Zwirners kreuztraggewölbter Wandpfeilersaal von Antweiler/Euskirchen 1852 – 1854 (S. 87). Zwirner führt schließlich mit den Kirchen von Stieldorf/Siegkreis 1850 und Frechen/Köln 1857 – 1859 auch die Basilika in die rheinische Neuromanik ein, schlicht in Raumbefüge und Massenaufbau, streng im Detail (S. 88 – 89). Zwirners bekannteste Schöpfung, die 1839 – 1843 errichtete Apollinariskirche von Remagen, hat der Verfasser außer Betracht gelassen, obwohl das Übereinander von romanisierendem Sockelgeschoß und gotisierendem Oberbau einer Interpretation wert wäre. Das Wirken von Heinrich Wiethase (S. 139 – 140), Josef Kleesattel (S. 144) und von Franz Schwechten (S. 153 – 154) läßt die Frage aufkommen, ob die Äußerung von Gewußtem als künstlerische Tat gelten kann. Diese Bauten stehen den Beispielen rheinischer Neugotik benachbart, zu deren Inkunabeln die gleichzeitig mit Karl Friedrich Schinkels Friedrich-Werderscher Kirche 1824 – 1828 ausgeführte Halle in Treis/Cochem von Lassaulx zählt, deren originellster Höhepunkt die schon erwähnte Apollinariskirche Zwirners ist, und die schließlich in dem fruchtbaren Schaffen des Diözesanbaumeisters Vinzenz Statz einmündet. Nicht eine Betrachtung dieser Neugotik indes gibt der Verfasser seiner Darstellung der Neuromanik zur Folie, sondern einen notwendig abgekürzten und daher oberflächlichen Überblick über europäische Nach- und Neugotik (S. 53 – 58, 99 – 100). Verständlich wird diese von der Methode gesehen bedenkliche Entscheidung nur durch die Annahme, Mann habe eine zu enge Parallele zu Albert Verbeeks Studie zum rheinischen Kirchenbau im 19. Jahrhundert gescheut. Auch in Verfolgung sonstiger deutscher neuromanischer, byzantinischer, italienisch-gotischer usw. Tendenzen läßt die für Exkurse gebotene knappe Darbietung manche Frage offen (S. 58 – 82, 106, 111 – 131, 144 – 155).

Das Schaffen der Architekten wird im schreiblustigen 19. Jahrhundert begleitet vom Streit der Theoretiker. Er gewinnt im preußischen Rheinland durch die innenpolitischen Zerwürfnisse schrille Akzente. Die umsichtige und materialreiche Diskussion dieser Hintergründe deckt Tatbestände auf, die häufig übersehen werden (S. 30 – 53, 94 – 95, 107 – 108). Die theoretischen Erörterungen erschöpfen sich zumeist in Argumentationen voll Patriotismus, Religiosität und bisweilen unklaren historischen oder technischen Vorstellungen. August Reichensperger ist die beherrschende Gestalt, auch wenn er einseitig für Neugotik gegen Neuromanik ficht (S. 96 – 107). Die Kontroversen verhärten sich schließlich zu Doktrinen (S. 132 – 134), wenn sie nicht gar auf das Niveau von Kostenvergleichen absinken (S. 143), während die Kritik an historistischer Baukunst sich immer dringender zu Wort meldet (S. 144). Das wertvolle Résumé enthält ein Kapitel über Ausbildung und Beamtschaft im preußischen Staat, durch das Paul Ortwin Raves Aufsatz „Schinkel als Beamter“ eine sinnvolle Ergänzung erfährt (S. 108 – 111).

Der apodiktische Zwischentitel „Die Romantik und die Baukunst“ verbirgt eine schnell fertige Kritik an Hermann Beenken (S. 51 – 53). Dadurch, daß der Verfasser seinen „Historismus“ von der historistischen Schule Rankes und der von Semper als Historisten angegriffenen Gruppe von Architekten löst und verallgemeinert, vertauscht er Stil mit geistiger Haltung, wie es ähnlich am Beispiel von Gotik, Manierismus, Barock geübt wurde. Ob die hier vorgeschlagene Definition wirklich tragfähig ist, wage ich nicht zu entscheiden. Sicherlich ist die Aporie, die auch die Tagung von Schloß Anif zum Problem des Historismus 1963 nicht beheben konnte (die Veröffentlichung von 1965 ist begrifflicherweise von Mann nicht mehr berücksichtigt worden), so einfach nicht zu überwinden. Einen nicht überzeugenden Weg geht auch die Interpretation des so häufig mißverstandenen Schriftchens von Heinrich Hübsch „In welchem Style sollen wir bauen“ (S. 60 – 61). Hübsch versucht aus technologischen Voraussetzungen einen „modernen Rundbogenstyl“ zu destillieren. Er denkt ihn als reine Struktur, zu der nach Erfordernis beliebige, auch historisierende Dekorationselemente treten können. Diesen Spätling der Revolutionsarchitektur subsumiert der Verfasser unter Neuromanik und macht so einen Kronzeugen für die frapierenden Voraussetzungen der Stilpluralität mundtot.

Es bleibt dem Verfasser zu danken, daß er sich mit einem Thema zur Architektur des 19. Jahrhunderts beschäftigt hat. Denn eingestandenermaßen betrachtet er die künstlerische Leistung zurückhaltend. Er fragt, „welchen Sinn es hat, einem Zweig der Kunst nachzuspüren, der in der Rangordnung der Künste dieser Zeit ganz unten steht und der sich am eigenen Unvermögen anscheinend totlief“ (S. 7), und vermutet, der Historismus behalte noch für längere Zeit seine Wirkung als „abschreckendes Beispiel“ (S. 161). Diese Vorbehalte sind kompensiert durch das Streben, weitgespannte Panoramen zu entwerfen, geistesgeschichtliche Begründungen zu suchen und so der Publikation ihr Profil zu sichern. Einzig das fleißig Pinder folgende Kapitel zur Generationsfrage würde man gerne missen.

Urs Boeck